

Predigt am Sonntag Septuagesimae, 5. Februar 2012 in der Neustädter Hof- und Stadtkirche St. Johannis  
Zur Kantate von J. S. Bach „Ich hab in Gottes Herz und Sinn“ BWV 92

Pastorin Martina Trauschke

Liebe Gemeinde!

Eine der entscheidenden Fragen des erwachsenen Lebens ist, welches Verhältnis ein Mensch zu dem, was ihm entgegensteht, findet; was quer läuft, was Leiden verursacht. Was ist das Leiden und welche Haltungen dazu stehen uns offen? In der Kantate, die wir gehört haben, spricht einer sein Bekenntnis aus, dass das Leiden, das ihm zugestoßen ist, sein Vertrauen in Gott nicht zerstört hat. In dieser Festigkeit ist der Spannungsbogen eröffnet:

Ich hab in Gottes Herz und Sinn *mein* Herz und Sinn ergeben.

Übereinstimmung und Vertrauen – eine starke Haltung – ja, so kann man leben. Das spüren wir. Aber ist das auch meine Haltung zu dem Leid, das mich trifft? Wehrt sich nicht etwas in mir dagegen? Empört sich nicht eine Stimme in mir? Warum muß ich leiden? Warum dieser schreckliche Schmerz? Und plötzlich sind wir mit dieser Kantate mitten in einem Konflikt unserer Vorstellungen. Denn einerseits ziehen wir unser menschliches Selbstbewusstsein gerade daraus, dass es gelungen ist, in der Bekämpfung und Vermeidung von Leid und Schmerz weit vorangekommen zu sein. Diese Entwicklung in der Medizin ist ein humanitärer Gewinn, von dem wir alle profitieren. Sie steht für die Hoffnung der Moderne, eine Welt ohne Leid schaffen zu können. Ich erinnere an den Roman „Schöne neue Welt“ von Aldous Huxley aus dem Jahr 1932, der eine hochentwickelte Gesellschaft, die dem Wohlfühlglück ergeben ist und in der Krankheit und Elend überwunden sind, beschreibt – und was dabei auf der Strecke bleibt: die menschliche Freiheit.

So gibt es auch in uns die andere Stimme, die sagt: War es nicht oft erst durch großes Leid hindurch, dass mein Leben seine Richtung gefunden hat? Erst durch einen erlittenen Schmerz habe ich etwas gewonnen, das ich vorher nicht kannte. Allerdings so kann einer nur im Rückblick auf dieses Ereignis sprechen. Mit der Kantate stehen wir mitten in diesem inneren Streit um das Leiden. Die textliche Struktur ist ein Choral von Paul Gerhardt, der 1647 veröffentlicht wurde. Ein unbekannter Autor hat für J. S. Bach den Choral bearbeitet zum Kantatenlibretto.

Die Festigkeit des Vertrauens in der ersten Strophe bekennt sich dazu, dass es gekommen ist, aber es konnte die Integrität des Leidenden nicht zerstören, da er sich des Herzens Gottes sicher war. So die letzte Zeile der ersten Choralstrophe. Dieses Vertrauen, diese Festigkeit wird auf eine harte Probe gestellt. Denn das Gemüt, unser Gefühl reagiert auf jede Veränderung der Umstände. So im Rezitativ des zweiten Satzes. Das Gefühl lässt sich hierhin und dorthin ziehen, ist die beweglichste Antwort auf das, was uns zustößt. Und erst recht, wenn es so zugeht wie im dritten Satz; der Tenor in seiner Arie hat das Brechen und Reißen ganz eindringlich gesungen. Ja, so geht es mit uns. Das Fest-Erhoffte gerät ins Wanken und damit der ganze Mensch.

Im vierten Satz gibt es eine gewisse Erholung: „denn auch wenn’s noch so traurig scheint, ist es gut“. So kann einer dankbar im Rückblick sprechen. Aber noch ist das Leid nicht überstanden. Der große Ruf scheint auf: Geduld – Geduld. Im sechsten Satz werden wir dann noch einmal mitten in die Erschütterung durch widrige Umstände hineingenommen. Bach

lässt das Brausen und Stürmen der rauen Winde uns heftig und kalt um die Ohren kommen. Unmissverständlich steht es da vor uns: Es gibt kein seelisches Wachstum, keine geistige Reifung, in der wir erst ganz zu Menschen werden, ohne die Zumutungen, die uns weh tun. Auch nicht ohne die Angst, ob ich der zerstörerischen Kraft standhalten kann. Erst im achten Satz erntet das riskierte Vertrauen die Erlösung und Befreiung. Es ist ein gewagtes und hoffendes Vertrauen; und dabei von strahlender, ansteckender Kraft und Wirkung. Auch wenn es Bitte, also noch offen bleibt: Amen (Es ist gewiß): Vater, nimm mich an. Es ist wie nach einem guten Roman oder einem guten Film: Ich fühle mich erschüttert und belebt zugleich. Die Gefühle, die mit der Sache zu tun haben, werden wachgerufen und in eine Bewegung der Lösung hineingenommen und entwickelt.

Diese Choralkantate hat J. S. Bach für den Sonntag Septuagesimae 1725 komponiert. Das sind siebenzig Tage vor Ostern. Im Verlauf des Kirchenjahres ist dieser Sonntag ein Wendepunkt. Von diesem Sonntag an gibt das Kreuz die Richtung an. Auch wenn heute noch nicht die Passionszeit beginnt, sondern erst in drei Wochen, ist es schon die Blickrichtung. Wir finden diesen Wendepunkt in der Erzählung der Evangelien wieder. Jesus ist mit seinen Jüngern durch Galiläa weiter Richtung Norden gezogen bis Cäsarea Philippi. Dort fragt er seine Begleiter, was die Leute über ihn sagen und schließlich fragt er, was sie selber von ihm halten. Petrus spricht es aus: Du bist der Christus. Jesus nimmt dies Bekenntnis zum Anlaß und spricht von seiner Bereitschaft zum Leiden. Petrus fühlt sich auf das Äußerste herausgefordert. Er will Jesus schützen und sagt ihm, dass er sich darin ganz auf ihn verlassen kann. Darauf aber kommt die nicht zu erwartende Antwort Jesu: Geh weg von mir, Satan. Jesu Entschiedenheit ist scharfe Konfrontation. Das ist der Wendepunkt, auch geographisch. Von jetzt an geht er südlicher Richtung nach Jerusalem. Dorthin, wo das Leiden auf ihn zukommt.

In der Mitte des Lebens stoßen wir an diesen Punkt der Entscheidung: Ob einer das Leiden, das zu seinem Leben gehört annimmt oder flieht. Was kann man sich besseres wünschen als einen Menschen an der Seite, der wie Petrus sagt: Ich beschütze dich, auf mich kannst du rechnen. Warum weist Jesus diese Geste menschlicher Verbundenheit und Treue von sich? Warum nennt er es eine satanische Versuchung? Ich fühle mit Petrus. Leid und Schmerzen sind ein Skandal; wenn ich es bei einem Menschen sehe, den ich gern habe, will ich das Leid mindern oder wegnehmen helfen. Warum diese schroffe Zurückweisung dieser menschlich wohlmeinenden Geste?

Der Dichter Georg Büchner hat am Beginn des 19. Jahrhunderts in seinem Roman „Dantons Tod“ diesen Skandal des Leidens auf den Punkt gebracht; die Haltung des Petrus radikalisiert. Es heißt bei ihm:

„Man kann das Böse leugnen, aber nicht den Schmerz; ... das Gefühl empört sich dagegen. Warum leide ich? Das ist der Fels des Atheismus. Das leiseste Zucken des Schmerzes und rege es sich nur in einem Atom, macht einen Riss in der Schöpfung von oben bis unten.“

Ja, so fühlen wir. Der Schmerz stellt den guten Zusammenhang, in dem einer lebt, infrage. Die Haltung des Petrus – die Auflehnung gegen das Leiden – ist eine Antwort des wahrhaftigen Gefühls und der menschlichen Treue. Büchner fühlt das ganze Schöpfungsgefüge erschüttert. Jesus hat in seiner Bereitschaft, den Tod auf sich zu nehmen, das menschliche Gefühl überschritten. Diese Haltung hat er als die göttliche offenbart. So wurde sichtbar, dass Gott nicht über allem Leid steht, sondern selbst zum Leidenden wird.

Manchmal erfahren wir im Rückblick, dass ein Ereignis, unter dem wir gelitten haben, das Leben im Guten erweitert hat, schöpferisch erneuert hat und so sich der sinnvolle

Zusammenhang wieder erweist. In anderen Fällen aber gibt es diese Antwort nicht – und der Sinn bleibt aus. Das Vertrauen in Gott kann – hoffentlich – auch erfahrene Sinnlosigkeit mit tragen als offene Frage. So jedenfalls hat J.S. Bach es in seine Musik der Kantate hineingeschrieben. Das sich wagende Vertrauen in Gott trägt einen Menschen mit seinem Leid. Der Schmerz verneint nicht das liebende Herz Gottes. Das aber ist eine Antwort, die sich erschließen kann im Durchgang durch das, was jedem auferlegt ist. Diese Antwort schützt nicht vor Schmerzen, aber das glaubende Vertrauen hat tiefere Wurzeln und höhere Hoffnung. So lassen Sie uns mit Petrus und J.S. Bach lernen, dem sich wagenden Vertrauen das letzte Wort zu geben, das Gott beantworten kann. Möge Gott unseren Schmerz beantworten mit dem Wohlklang des Ganzen, in den das Leiden sich fügt.